

Zu J. J. Bachofens Porträt

Autor(en): **Kerényi, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **19 (1951-1952)**

Heft 11

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZU J. J. BACHOFENS PORTRÄT

Von Karl Kerényi

Als das ungewöhnliche Schicksal, das Bachofens Leben und Nachleben umgreift, mit dem Beginn der sehr posthumen Gesamtausgabe seiner Werke in die neueste Phase trat, lag die Frage am nächsten: Wozu?¹ Allzu summarisch hatten die Vorbereiter zweier einander bekämpfenden Revolutionen die Lehren dieses zweiten sonderbaren Jean-Jacques der Schweiz aufgegriffen, allzu summarisch erfolgte darauf die Verpönung des nicht nur von Unweisen und Dunkelmännern verherrlichten Namens. Heute taucht das «Wozu?» kaum mehr auf, die drei weiteren Bände, die in den seither verflossenen neun Jahren erschienen sind — «Das Mutterrecht» 1948 als II. und III. und «Die Sage von Tanaquil» 1951 als VI. Band der Gesamtausgabe (bei Benno Schwabe, Basel) — geben vielmehr zu einer anderen Frage Anlaß: Warum bewährt sich Bachofen als anziehender und aufregender, den Leser in eine eigene Atmosphäre aufnehmender und bereichert entlassender Autor?

Nicht alle Altertumsforscher werden auch zu Autoren vom Altertum, wie auch nur wenige Theologen zu Autoren über das Christentum wurden. Man wird diese Würde, das Autorsein, unter den unzähligen, die über das Altertum schrieben, für diejenigen vorbehalten, die man auch dann lesen würde, wenn sie nicht diesen Umweg gewählt hätten, um uns Wichtiges zu sagen. Der Umweg über die Antike mag ein notwendiger gewesen sein. War er doch manchmal sogar für einen künftigen Klassiker, einen Montesquieu, der mit seinen *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence* ein exemplarischer «Autor vom Altertum» ist, unvermeidlich vorgeschrieben. Dem Verständnis der Antike sollte ein solcher Umweg auch dienen: im Bewußtsein dessen, der ihn als einzig möglichen eingeschlagen, war er ja ein denkbar gerader Weg. Und er dient dem auch immer, selbst wenn der Eigen-Sinn des Autors — in der schönen Doppelbedeutung des

¹ Vgl. Neue Schweizer Rundschau, 1943, S. 345 ff. und S. 428 ff.; Verf.: Bachofen und die Zukunft des Humanismus, Rascher-Verlag, Zürich 1945.

deutschen Wortes — eine Fortsetzung auf demselben Wege für alle andere ausschließt.

Solch ein Grad des Eigensinns ist keineswegs sein unerläßliches Merkmal; doch ein Autor mit einem eigenen Sinn seines Lebenswerkes, wie Bachofen, konnte ihn sich erlauben. Ein großer Eigensinniger war er, dem es gelang, Zustände und Erzählungen, Dichtungen und Gemälde des Altertums zur Ausdrucksweise jenes Eigensten zu machen, das ihn vor allem anging, sich durch sein Bemühen aber als tatsächlich in die Weite und Tiefe, über die Grenzen einer einzelnen, wenngleich schon außergewöhnlichen Individualität hinausreichend erwies. Ein solcher Autor gehört in jene Bildergalerie von Persönlichkeiten, zu denen man nicht nur wegen ihrer Werke, sondern durch die Werke auch ihrer selbst wegen zurückkehrt. Sie wohnten so dicht am Rande des menschlichen Geheimnisses, diese Träumer und scharfen Beobachter, Dichter und manchmal auch Gelehrten, daß man durch ihr Persönlichstes, das sich mit seinem Werkaspekt aus dem Bereich des Privaten endgültig erhoben hatte, der gleichen Nähe des Geheimnisses möchte teilhaftig werden.

Etwas von der Anziehungskraft Bachofens als Autor ist damit schon umschrieben. Ein Bachofen-Porträt, das an Wahrheit nicht hinter dem (um nur ein scheinbar sehr fernliegendes Beispiel zu wählen) Henri Beyles stehen würde, ist eine nicht weniger ernste Forderung an die Nachwelt als die Gesamtausgabe seiner Werke. Ob es aber auch nur annähernd wird erreicht werden können? Man ist für jede psychologisch wichtige Angabe dankbar, die die Herausgeber in ihren Nachworten, um die Einordnung der Werke in die Geschichte der Altertumswissenschaft und der Ethnologie bemüht, fast wider Willen sich entschlüpfen lassen. Der Widerwille gegen die Psychologie, die — bemerken wir doch — bis jetzt wahrlich nicht auf der Höhe ihrer großen Möglichkeiten um Bachofen bemüht wurde, versieht die neue Bachofen-Biographie, die dem dritten Band beigegeben wird, mit ephemeren Spitzen und einer Apologie, die *sub specie aeterni* des Gegenstandes überflüssig sind. Die in ihren Einzelheiten schätzenswerte Darstellung der Umwelt Bachofens ist auf das Leitmotiv gestimmt: «Wie sollte er eine solche Heimat nicht geliebt haben!» Nein, an Bachofens Patriotismus ist nicht zu zweifeln (wer wollte auch?), selbst wenn aus seinen Briefen an den Zürcher Altertumsforscher Heinrich Meyer ein anderes Leitmotiv uns entgegentönt: «... in dem traurigen Basel...», «... in dem kalten Norden... mitten unter verhunzten Rationalisten...»

Bachofen war einer — so wird man, ohne jede Spitze gegen

Basel, psychologisch feststellen — der am Norden und an der bürgerlichen Gegenwart Leidenden. Wir wissen heute, daß sogar Mommsen, der unserem Autor als der «Typus der Zeitgedanken» galt, voller «Handels- und Kapitalistengewäsch», daß auch er bis zu seinem Tode zu denselben Leidenden gehörte, obwohl bei ihm dem politischen Grund — in einer anderen Richtung — eine weit größere Bedeutung zukommt als bei dem konservativen Basler. Bachofens politischer Pessimismus ist so umfassend und so prophetisch, daß er 1869 diesen Satz niederschreibt: «Ich fange an zu glauben, daß der Geschichtsschreiber des zwanzigsten Jahrhunderts nur noch von Amerika und Rußland zu reden haben wird.» Mit solchem Blick für weltgeschichtliche Verhältnisse und Maßstäbe — zwischen Amerika und Rußland lag vor seinen geistigen Augen Europa «auf dem Siechbett», ohne Aussicht auf dauernde Erholung — läßt man sich durch kleine politische Enttäuschungen, die man in seiner eigenen engen Vaterstadt erlebt, nicht nachhaltig betrüben. Bachofens verhaltene Leidenschaftlichkeit, die jeden Vorwand zur Absage, zu überraschenden negativen Entschlüssen so gern ergriff; die vermochte — auch dazu hat man Analogien in der Biographie verwandter Geister — Kopfschmerzen im unpassendsten Augenblick zu verursachen; die ihm die «Sehnsucht nach dem *vagari*», dem Vagabundieren, einflößte und die Bekenntnis entlockte: «Wenn der Mensch doch nicht so viel Vergnügen verschlucken müßte und in seiner natürlichen wilden Freiheit sich bewegen dürfte!» — gerade diese Art der Leidenschaftlichkeit konnte die gleiche tiefere Quelle haben, wie das Idealbild, dem das «Mutterrecht» und die «Tanaquil» galten und zu dessen Süße die äußerlich so wenig begründete Bitterkeit in Bachofens Verhalten zur Gegenwart wie die natürlichste Ergänzung gehörte.

Es ist eine durch die schöpferische Seele wie durch eine innere große Göttin beherrschte Geistesart, der beides entsprach: Bachofens Leiden und das Idealbild, das er von den höheren gynakratischen, durch das Mutterrecht beherrschten Weltperiode entwarf. Nie erscheint jene Geistesart — wie auch ein Zeitalter des reinen Mutterrechtes nie — in einer allgemeinen, schicksalsfreien Form. Zum Schicksal eines Individuums, einer ganzen Kultur gehört sie wohl, ist es aber nie ganz. Bachofens Verbleiben in der elterlichen Familie, unter der Obhut einer mit dem Vater gemeinsam verehrten Mutter, die Verzögerung seiner eigenen Familiengründung bis zum neunten Jahr nach ihrem Tode in seinem fünfzigsten Lebensjahr war eine Ausdrucksform dieser Geistesart: hätte er die Mutter so früh wie Stendhal verloren, seine Art wäre dieselbe geblieben. Zu seinem Schicksal gehörte auch das Zu-

sammenleben mit der Mutter, doch für das Schöpferische seiner Geistesart eher hindernd. Sie wurde erst gleichzeitig mit dem todesbitteren Sichzurückziehen der Mutter aus dem Leben des Sohnes zur gestaltenden Kraft seines Werkes.

Das philologisch-historische Ringen Bachofens mit dem gewaltigen Stoff, anfänglich noch in engstem Kontakt mit der zeitgenössischen Wissenschaft, verwandelt sich allmählich zum Schaffen an einem eigenen *magnum opus*. Im Todesjahre der Mutter war es nur ein Vortrag und Aufsatz für Philologen: «Ueber das Wesen des Weiberrechts», freilich schon damals eines «Autors» würdig, eine patriarchal gehaltene «Oration» — der französische Gattungsname liegt am nächsten — über vorpatriarchalische Verhältnisse. Ein Jahr später, 1857, glaubt der Verfasser immer noch, daß das mächtig angewachsene Werk zwei römischen Gelehrten zu widmen wäre, es gehe doch vor allem die Kollegen an. Erst die Abwendung von der fachlichen Ambition der Männer der Wissenschaft und die Zuwendung zum inneren Kreis, erst die Widmung an die verstorbene Mutter und an das «hehre Bild der Mutter» — *materos aglaon eidos* — und die während der Drucklegung dem Buch vorausgeschickte Verherrlichung der gynaikokratischen Weltperiode als «die Poesie der Geschichte», ein überraschender, eigensinniger Durchbruch, bedeutete die Ankunft des Verfassers und des Werkes zum eigenen Sinn. Eine ähnliche Bewußtwerdung des Sinnes ist auch an der Entwicklung der «Sage von Tanaquil» zu beobachten, die in den ersten Jahren der Ehe mit der dreißig Jahre jüngeren Frau Bachofen-Burckhardt zum Werke gestaltet wurde und erst im allerletzten Augenblick, während des Druckes durch ihren Titel verraten durfte, daß es mehr der aus der aphrodisischen zur matronalen, aus der Göttin zur menschlichen Frau gewordenen Herrscherin galt als der Widerlegung Mommsens.

Daß die Gestalt der entwerdenden Mutter dem «Mutterrecht» zur Gestaltwerdung verhalf oder daß in der Atmosphäre der eigenen «Tanaquil» — so nannte Bachofen noch kurz vor seiner Heirat eine Braut in seinem Bekanntenkreis — aus einer Streitschrift gegen Mommsen eine Art «Metaphysik der alten Welt» entstand, sind auf Grund der zwei Werke, wie sie uns jetzt vorliegen, leicht zu gewinnende Einsichten. Das Geheimnisvolle des Schöpferischen, das das Paradoxe zustande bringt, das einmal Dagewesene wie neu zu erschaffen, ist damit nicht berührt. Dieses Schöpferischen wurde Bachofen selbst nie bewußt. Er glaubte alles dem überlieferten Stoff zu entnehmen, während er doch aus dem Eigensten in die überlieferte tote Masse eben das hineinbrachte, was diese manchmal über seine eigene, ursprüngliche Absicht hinaus zu beleben

vermochte. Man lese die beiden erwähnten Abschnitte des «Mutterrechts» einmal in der Reihenfolge ihrer Entstehung: zuerst das einleitende Kapitel über Lykien, das im großen und ganzen den Vortrag «Ueber das Wesen des Weiberrechts» wiedergibt, und nachher die zuletzt entstandene «Vorrede und Einleitung» über die Würde und Poesie der höheren Gynaikokratie. Früher — und so blieb die bewußte dualistische These Bachofens immer — war das Weib dem Mann, dem Träger des Geistes gegenüber nur Stoff, folglich gehörte auch das Mutterrecht zur Stofflichkeit und zu einer Religionsstufe, die nur das Leibesleben kennt. Im Helden, der das Weib besiegt, erkennt es die höhere Kraft und Schönheit: die des Mannes. Nachher aber wird die gynaikokratische Weltperiode zur Poesie der Geschichte —

durch die Erhabenheit, die heroische Größe, selbst durch die Schönheit, zu der sie das Weib erhebt, durch die Beförderung der Tapferkeit und ritterlicher Gesinnung unter den Männern, durch die Bedeutung, welche sie der weiblichen Liebe leiht... Alle kriegerischen Völker, bemerkt Aristoteles, gehorchten dem Weibe und die Betrachtung späterer Weltalter lehrt das gleiche: der Gefahr trotzen, jegliches Abenteuer suchen und der Schönheit dienen, ist ungebrochener Jugendfülle stets vereinigte Tugend. Dichtung, ja Dichtung wird dies alles im Lichte der heutigen Zustände. Aber die höchste Dichtung, schwungreicher und erschütternder als alle Phantasie, ist die Wirklichkeit der Geschichte. Größere Schicksale sind über das Menschengeschlecht dahingegangen, als unsere Einbildungskraft zu ersinnen vermag. Das gynaikokratische Zeitalter ist der Dichtung gebildeter, aber schwächerer Zeiten unerreichtbar.

Man spürt die oratorische Kraft des Autors unmittelbar. Sie kommt indessen nicht aus einem rhetorischen Drang und Anspruch, sondern aus der Bemühung um die Verwandlung dessen, das thesengemäß «Stoff» bleiben sollte, dem Ideal entsprechend aber höher zu stehen hatte, als die schlechthin-geistige Männlichkeit. Nicht «Herz»- und «Kopfgedanken» laufen hier nebeneinander, sondern die Richtung eines inneren Vorgangs setzt sich in der Gestaltung durch, der in der bewußten Ausführung des Werkes auf die Ebene einer schematisch gefaßten Weltgeschichte projiziert wurde. Wie Lucrez das spröde System Epikurs mit der religiösen Glut seiner Dichterseele zu gestalten versuchte und an der nicht ganz gelungenen Lösung der Aufgabe zu einem unsterblichen Autor wurde, überlebt auch Bachofen seine eigene Geschichtsphilosophie kraft der Spannung, in die er durch Schwervereinbares geriet. Es war die Aufstellung eines triadischen Schemas, beruhend auf dem erwähnten Dualismus, seine geschichtsphiloso-

phische These: der Fortschritt der Menschheit aus dem ungeordneten Hetärismus durch die im Stoff Ordnung schaffende, aber im Stoff befangene, mutterrechtliche Gynaikokratie hinauf zur geistbeherrschten Welt des Vaterrechts. Damit wurde die Weltgeschichte bewußt auf eine bis jetzt unübertroffene humane Weise durch etwas sehr Menschliches gesehen: durch die Entwicklung des Geschlechtsverhältnisses, dieses aber nicht materialistisch aufgefaßt, sondern spiritualistisch in seiner geistigen Bedeutung gewürdigt. Grund genug zur Spannung und zu Spannendem, zumal der Autor sich die Aufgabe durch die materialistische Konstruktion einer Anfangsstufe, die Annahme eines Ur-Hetärismus, der Promiskuität als Urinstitution, erst recht schwierig gemacht hatte!

In keinem Punkte konnte sich Bachofen durch die Zeugnisse der Geschichte, Vorgeschichte und Ethnologie so bestätigt fühlen wie darin, was er in seinem griechischen Tagebuch als seine tiefste Ueberzeugung aussprach, daß nämlich die Religion bei allen alten Völkern «nicht nur ein Faktor, eine einzelne Richtung des Geistes, vielmehr das Einzige, das All, die Einheit im All» war. Dazu bekennt er sich mit größter Entschiedenheit im «Mutterrecht». Was früher, in den Arbeiten zur «Geschichte der Römer», der Glaube an die Anfangs- und daher auch Gottesnähe der alten Völker war, ist jetzt die Ueberzeugung von der Priorität der Religion vor jeder menschlichen Institution, einer logischen und genetischen Priorität, denn jede Stufe in der Entwicklung der Menschheit gilt Bachofen vor allem als Religionsstufe. Ohne die Religion ist ihm «keine Seite des alten Lebens verständlich, die früheste Zeit zumal ein undurchdringliches Rätsel». Und da es tatsächlich unmöglich ist, die Religion in der unreflektierten Einheit des archaischen Lebens, das doch so viel mehr als das moderne kultisch ist, anders als eine Eigenschaft der Lebensganzheit unterzubringen, trifft hier das Eigenste Bachofens mit der unbefangenen wissenschaftlichen Erwägung zusammen. Dazu kommt aber, daß er als Vorstufe der höheren, «ehelichen» Gynaikokratie eine die Frau mißbrauchende, institutionelle Promiskuität konstruiert — nicht ohne Grundlage in antiken Schilderungen, im Grunde aber doch eine Konstruktion, die in einer erlebten Polarität: Mutter und Hetäre als ergänzende Gegensätze, ihre nächstliegende psychologische Erklärung haben kann — und auf diese Weise zur Annahme jener Religionsstufe gelangt, «die nur das Leibesleben kennt»! Was nichts anderes bedeutet als die Erfahrung der Gottesnähe, des Geistes, durch den Leib! Die Religion dieses Zustandes besteht eben darin, daß sich die Leiblichkeit dem eigenen geistigen Grund, der eigenen «Idee» zuwendet: sie wählt die Pflanzen und Tiere der feuchten Gründe

zur Verehrung aus, denn diese tragen den Sinn jenes Zustandes, sind die Sinnbilder, die Symbole der ihm zugrunde liegenden Idee, der Selbstbegattung des Stoffes.

Wie widersprüchlich auch, ist die Religion, eine dem Sinn, der Idee und dadurch dem Geiste, Gott, zugewandte Haltung, vom Anfang an da, und die Trägerin dieser Religion ist die Frau: «Zu allen Zeiten» — heißt es in der Vorrede zum «Mutterrecht» — «hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das Uebernatürliche, Göttliche, der Gesetzmäßigkeit sich Entziehende, Wunderbare den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gesittung der Völker ausgeübt.» Nachdem es sich, durch den Mißbrauch ermüdet, die wirkliche Herrschaft, die mutterrechtliche Gynaikokratie erzwungen hatte, bilden Mutterrecht und Mysterium nur zwei verschiedene Seiten derselben Gesittung. Das weibliche Geschlecht als Symbol hat vor allem kultisch-mysteriösen Sinn, bedeutet die Hierophantie, den in die Mysterien einweihenden Beruf der Frau, ihre Führung, der sich Sokrates zu Diotimas Füßen anvertraut. «Höher als die Poesie der freien Erfindung» — lautet es wieder — «ist die der Geschichte.»

Die Frau als Trägerin des «Stoffes», der Leiblichkeit und der Sinnlichkeit — als dionysische Frau ein besonders verhängnisvoller Faktor der Geschichte der alten Welt für Bachofen — und die Frau als Trägerin nicht nur der Deisidaimonia, des Aberglaubens, sondern auch der Eusebeia, der wahren und tiefen Religiosität; die im dualistisch-triadischen Schema untergebrachte «Frau» und die, um die es eigentlich geht, die hierophantische der eigenen Seele (keine von den beiden die «wirkliche» Frau): sie verleihen den beiden großen Werken, dem «Mutterrecht» und der «Sage von Tanaquil» eine innere Spannung und eine eigentümliche Atmosphäre, die sonst bei keinem Autor vom Altertum zu finden ist. Bedauern wir, daß die widerspruchslose Verwandlung der «stofflichen» Frau zu einer, die, wie die Gottesmutter der katholischen Kirche, die Leiblichkeit behaltend und doch triumphierend hätte in den Himmel eingehen können, Bachofen nicht vergönnt worden ist? Immerhin gelang ihm nicht nur die Entdeckung des Mutterrechts als einer möglichen und mehr oder weniger sogar verwirklichten Form des menschlichen Seins, sondern auch die genaue Fassung jenes Dogmas, das als die Grundlage mutterrechtlicher Gesellschaften in Nordwest-Melanesien erst viel später entdeckt wurde. Sie steht in einer Vorarbeit zum «Mutterrecht» und ist in dieser, den Vater als Zeugenden völlig ausschließenden Form in keiner antiken Quelle aufzufinden: «Irdische Geburt hat keinen Vater, nur die Mutter einen Mann.»

Den Leser wird mehr als einmal vor der auftürmenden Masse des gelehrten Stoffes der Schwindel ergreifen und er wird dann auch an der Autorenqualität Bachofens zweifeln. Der Vergleich mit Lucrez liegt wiederum nahe. Wie bei dem römischen Dichter die Proömien der einzelnen Gesänge, sind hier die «Vorreden und Einleitungen» — die höchsten Stadien der Entwicklung, die Bachofen selbst durch das Werk durchgemacht hatte — glänzend. Allein Bachofen ist gewissermaßen der Gegen-Lucrez. Dort die widerspruchsvolle Austreibung der Religion und die Herstellung der Herrschaft des Stoffes. Hier die Zurückführung der Religion in eine Lucrez' würdige Konstruktion des stofflichen Urzustandes der Menschheit und die Darstellung eines imaginären Weges durch die vorchristliche Weltgeschichte zur Herrschaft des Geistes.